

(Nachdruck verboten.)

5]

## Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.  
Von Robert Schweißel.

Er hatte diese Worte vorzugsweise an Lautner gerichtet, der ihm mit Kaspar gegenüber saß, während Rätthe an seine Seite sich gesetzt hatte. Hans schien seine Theilnahme zu erregen. Der junge Goldschmied konnte ihm jedoch keine Auskunft geben, da die Kirche bereits so voll gewesen, daß er nicht mehr hatte hineinkönnen. Statt seiner berichtete Rätthe mit großer Lebhaftigkeit. Sie hatte genau acht gegeben. „Und von dem Gelübde hat er geredet, daß die Geistlichen nicht heirathen dürften. Das ist eine Gotteslästerung, hat er gesagt; denn es ist wider die Natur, da doch Gott das Weib dem Mann zur Gesellin geschaffen hat. Die Ehelosigkeit der Geistlichen, hat er gesagt, ist die Verführung zur Vuhlerei, Ehebruch und allen Lastern. Und von den heiligen drei Königen hat er erzählt, wie die Geschenke, die sie dem Jesuskindlein dargebracht haben, von den Pfaffen sind zu Kirchenopfern, Viehsteuer und Zehnten gemacht worden, und daß die keiner zu geben verpflichtet ist.“

„Das Wort lob' ich mir; das soll wahr werden“, rief Leonhard Meßler aus Brettheim mit einer ingrinnigen Freude. „Ja“, bemerkte Jörg Buchwalder, „der Damm, wo die Pfaffheit aufgerichtet hat, hält nicht mehr dicht, überall sicker's durch. Und das Loch gar, was der Luther gerissen hat! Die Herren werden es nimmermehr zustopfen.“

Gabriel Langenberger brachte für Kaspar eine Kanne Wein und zwei hölzerne Becher, und der Dorfmeister bestellte für Rätthe ein Kraut und eine Halbe Würzwein, hinzufragend: „Heut' langt's noch. Uebers Jahr haben sie uns auch wohl den letzten Heller abgepreßt, und der Teufel ist Zahlmeister.“

„Ne, Dorfmeister, mit dem bleibt mir vom Leib“, hüstelte Langenberger und schlug ein Kreuz. Die anderen lachten. Kaspar Etschlich hatte unterdessen Hans und sich eingeschaut. Jetzt rief er auspuhend, nachdem er gekostet hatte: „Ist das ein Säuerling! Höre, Langenberger, ich wollte, daß Du ein Amt hättest! Dann wüßte jeder, was Du werth bist.“

„Wie so denn?“ fragte der Wirth mit umherflatternden Augen.

„Ei, ist Dir unser fränkisch Sprüchwort nicht bekannt und bist doch im Wildbad da unten ans Licht der Welt gekrochen?“ versetzte Kaspar. „Ist ein gut und wahr Sprüchlein, Iose: Es ist kein Amt so klein, es ist henkenswerth.“

„Bist Du aber spaßig!“ meckerte Langenberger und entwichte nach dem Schankverschlag.

Die Anderen lachten, Jörg Buchwalder aber machte ein ernstes Gesicht und warnte den ledigen Burschen: „Wer eine Iose Zunge hat, dem fällt sie gar leicht vor die Füße. Weißt Du denn nicht, daß jeder Bürger bei seinem Eid gehalten ist, es dem Rath anzuzeigen, so er Uebeles von der Oberkeit sprechen hört?“

Kaspar entgegnete jedoch gleichmüthig: „Wenn die Bürger dem nachleben wollten, dann hätten sie alle Füße voll zu thun. Von wegen solcher Kleinigkeit setzt der Langenberger seine Kundschaft nicht aufs Spiel, so wenig ich ihm trau'. Er lebt ja von den Bürgern, und die Geschlechter machen ihnen wenig Lust, ihnen gefällig zu sein. Haben just auf dem Markt ein sauber Stücklein von ihnen mit angeschaut.“

„Ach ja, wie die übermüthig sind, das ist nit zu sagen“, rief Rätthe, die in Erwartung des Krautes ein Stück Weißbrot, ein Klöpfel, das Kaspar ihr verehrt, aus der Tasche gezogen hatte, und daran knusperte. Sie erzählte von den Reitern.

Simon und seine Freunde machten finstere Gesichter. Hans schaute in seinen Becher.

„Nu, ist's nicht eine große Ehre für uns, von den führenden Pferden zertreten zu werden?“ rief Kaspar mit einem scharfen Lachen.

„Du mußt über alles Deinen Spaß haben“, zürnte Rätthe. „Dein Freund hat gleich nach dem Schwert gegriffen.“

„Stieß es aber doch weislich stecken“, neckte sie der Better und warf dabei einen verschmitzten Blick auf Hans,

der seinen Becher zum Munde führte, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Wozu soll ich mir graue Haare vor der Zeit wachsen lassen?“

Der Wirth brachte Kraut und Würzwein und entfernte sich eilig, als schäute er die Scherze des jungen Luchsheerers. Rätthe ließ es sich schmecken, der alte Buchwalder sah nachdenklich auf ihre Schüssel, strich sich über die gefurchte Stirn und flüsterte: „Es ist eine gar schlechte und kostspielige Zeit worden. Wie ich ein Knab' noch war, dazumalen hat man bei uns Bauern ganz anders gessen als jezund. Und erst zu meines Vaters Jugend! Da waren jeden Tag Fleisch und Speisen im Ueberfluß, und auf den Kirchmessen, den Hochzeiten und Taufen da barsten die Tische von allem, was sie tragen mußten. Da suff man Wein als ob's Wasser war, da fraß man in sich und nahm mit, so viel einer wollte. Denn da war Reichthum und Ueberfluß. Jetzt ist die Nahrung selbst der Vermögenden unter uns fast viel schlechter, als vordem die der Tagelöhner und Knechte.“

„Um so wüßter schlemmen und prassen die Herrenleute“, rief Leonhard Meßler, der Weinbauer, mit gerunzelter Stirn. „Und wir, die wir uns für sie schaben und schinden müssen, haben kaum das Leben. Mancher muß froh sein, wenn er täglich ein Stück trocken Brot hat, und mancher ist's schon, wenn er es nur am Sonntag hat. Fleisch? Wer kann's noch erschwingen, seitdem der Rath die Klauensteuer aufgelegt hat. Und dazu jetzt die Bed, die Getränksteuer, die uns Weinbauern sammt und sonders zu grunde richtet! Der Etschlich schimpft auf dem Langenberger seinen Säuerling, übers Jahr wird er ihn mit Gold aufwiegen müssen.“

„Was hilft es uns“, grollte Simon Neuffer, „daß wir unsere Schriften von alten Zeiten haben, wo alles ist aufgeschrieben, was wir zu leisten schuldig sind an Steuern, Zinsen und Frohnden? Es achtet's keiner, weder die weltlichen noch die geistlichen Herren. Wollen wir klagen wegen der ungerechten Beschwerden, wo finden wir Gerechtigkeit? Denn diejenigen, so wir verklagen, sind zugleich unsere Richter. Und jetzt das neue Recht, das ist vollends des Teufels! Außer den Advokaten kennt sich keiner darin aus, und die machen Schwarz aus Weiß und Weiß aus Schwarz. Aus Recht wird Unrecht, und uns kostet's Hans und Hof.“

„Der Last wird allzuschwer!“ seufzte Jörg Buchwalder, und der Dorfmeister rief mit blühenden Augen: „Darum müssen wir ein Fürsichen haben, lieben Freunde, ehe daß sie uns auch das letzte Tröpflein Mark aus den Knochen pressen. Meines Meinens bedeutete der Stern mit dem feurigen Schweiß, wo im August zu sehen war, nicht bloß ein gut Weinjahr, was ja eingetroffen ist. Er stellet wohl den Besen für, der die Raupennester der Ritter und Pfaffen, die Klöster und Burgen ins Feuer lehren wird.“

„Ein Besen, aber keine Hand, die ihn führt“, sagte Buchwalder mit gedämpfter Stimme. „Wir werden zu Grund gehen, wie schon vor ellihsen Jahren ist geweissagt worden: Wer im 1523ten Jahr nicht stirbt, 1524 nicht in Wasser verdirbt und 1525 nicht wird erschlagen, der darf wohl von Bubern sagen.“

Hans Lautner, der bisher mit schweigender Aufmerksamkeit zugehört hatte, schöpfte tief Athem und sagte mit höher gerötheten Wangen: „Mit Verlaub, wenn ich ein Wörtlein reden darf: Meine Mhne hat zwei Ringe um den Mond geschaut, und in dem Mond stand ein Kreuz. Das bedeutet, sagt sie, daß über ein Kleines das Kreuz von uns genommen werden wird. Denn sagt sie, die Zeit ist nahe, wo die Welt erneuert und die Gottlosen mit dem Schwerte von der Erde gethan werden sollen.“

„So ist's recht“, rief der Dorfmeister, ergriff seinen Holzbecher und leerte ihn auf einen Zug.

Jörg Buchwalder schüttelte den ergrauenden Kopf und meinte bedächtig: „Wer nur daran glauben könnte!“

„Das könnet Ihr gewiß“, versetzte Hans eifrig. „Die Mhne versteht mehr als andere Frauen, und daheim weiß jeder, daß allemal eintrifft, was sie vorher sagt.“

„Und wer ist Deine Mhne?“ fragte Rätthe neugierig.

„Das ist die schwarze Hofmännin zu Böckingen bei Heilbrom.“

In diesem Augenblicke betrat ein Bauer die Schänkstube, der sich unter der Thür bücken mußte, so groß war er, und der Dorfmeister rief: „Der lange Lienhart!“ Dieser



stand überreichlich gemessene sechs Fuß hoch in seinen Bundschuhen und ein topfartiger Filzhut, den zwei Hahnenfedern schmückten, setzte seiner Länge nach ein Bedeutendes zu. Unter dem schmalen Gurrande streckte sich eine schlechtverheilte Narbe bis zur Nasenwurzel hervor und setzte sich auf der rechten Wange fort. Die Nase krümmte sich wie ein Geierschnabel zwischen dunklen runden Augen und unter ihr sträubte sich ein starker Schnurrbart. Ein kurz gehaltener Vollbart umschloß Wangen und Kinn. Diese Abweichung von der Bauernsitte erklärte sich daraus, daß der lange Lienhart manche Reife als Landsknecht gethan, bevor er in seinem nahen Heimathdorse Schwarzenbronn von seiner Kriegsbeute einen Hof erstanden hatte. Er war nicht nur groß, sondern auch starkknochig und seinem Gliederbau entsprach das mächtige Schwert an seiner Hüfte. Mit ihm kam ein etwa vierzigjähriger Mann in bürgerlicher Tracht, dessen hartloses Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen einen Ausdruck von Verbissenheit hatte. Er war ohne Wehr. Der lange Lienhart aus Schwarzenbronn mußte wohl unter den Bauern ein bekannter und beliebter Mann sein. Denn er wurde bald hier, bald dort an die Tische gerufen und der Becher ihm entgegengehalten. Er that jedem Bescheid und seine Aeußerungen erregten jedesmal ein Lachen. Unter solchen Umständen dauerte es eine Weile, bis er zu dem Tische gelangte, an dem der Dorfmeister von Ohrenbach mit seinen Freunden saß.

„Sind lauter gute Freunde,“ bemerkte Simon, ihm die Hand schüttelnd. „Aber Du kommst halt spät.“

„Dafür hab' auch ich einen guten Freund mitgebracht, den Fritz Büttner aus Mergentheim,“ erwiderte der lange Lienhart, sich niederlassend, und stampfte mit dem ihm zunächst stehenden Becher auf den Tisch, um den Wirth herbeizurufen.

„Was Euch anliegt, das liegt auch mir an,“ sagte Fritz Büttner bedeutungsvoll. Simon hieß ihn willkommen und Mezler und Buchwalder nickten ihm zu.

„Und jetzt, was schaffet Ihr, lieben Freunde?“ fragte der lange Lienhart, die Beine weit von sich streckend, nachdem der Wirth eine Kanne Wein und zwei Becher gebracht hatte. „Wir können wohl ungeschert reden, machen doch die Leut' einen Nordlarm, daß die Todten davon aufwachen könnten.“

„Wir sprachen davon,“ erklärte Leonhard Mezler, „daß allerwärts Zeichen am Himmel geschehen, die darauf weisen, daß eine große Aenderung kommen wird. Ihr habet wohl auch davon gehört, daß am Rhein am lichten Mittag ein groß Gefimmel und Krachen von Waffen in der Luft wie von einer Selbstschlacht ist vernommen worden?“

„Dran! Dran!“ rief der lange Lienhart, der eine tiefe, starke Stimme hatte. „Mich lüster's längst, mein altes Eisen wieder einmal zu lüpfen. Wem meint Ihr, daß es gelten soll? Den Pfaffen und Junkern allein? Das wär' gefehlt. Die schlimmsten, das sind die Deutschordensherren, deren Hochmeister zu Mergentheim sitzt wie eine Spinne, die ihr Netz übers ganze Reich gesponnen hat. Die sind Pfaffen und Ritter zugleich und drücken ihre Unterthanen doppelt.“

„Ja, das sind die schlimmsten“, bekräftigte Fritz Büttner. „Darum sagen wir Deutschherrn auch: Unterm Krummstab ist gut wohnen. Daß sich Gott erbarm'!“

„Vofel“, fiel der lange Lienhart ein. „Statt der Heiden spießen sie Hasen, gebratene Kapunen, Rebhühner, Enten.“

Kleider an, Kleider an,  
Essen trinken, schlafen gan,  
Ist die Arbeit, so die deutschen Herren han.“

„Nu, ist das nicht Mühsal genug für so einen schwarzen Kreuzträger?“ spöttelte Kaspar und seine Waise lachte. Fritz Büttner warf ihr einen unfreundlichen Blick zu und knirschte, den eben ergriffenen Becher so stark wieder hinstellend, daß der Wein auf den Tisch floß: „Verwichenen Juni haben Sie mir mit ihren Pferden, Hunden und Jägerburschen ein Kornfeld in Grund und Boden gestampft. Und nicht bloß mir allein. Aber wir müssen es leiden, sind wir doch hörige Leute. Unsere Frucht und Krautäcker achten sie als Aesung für ihr Wild, das sie über die Nasen hegen, und greift einer zum Knüppel oder gar zum Handrohr, um es zu scheuchen: in den Thurm mit ihm und da mag er verfaulen!“

Kautner erblakte, so daß Rätke ihn erschreckt fragte, was ihm fehle? Seine Brust wogte, er wollte sprechen; allein Kaspar kam ihm zuvor. Des Mädchens achtete er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Vergessen.

Im gewöhnlichen Leben gehört ein gutes Gedächtniß zu den meistbewunderten Dingen, obgleich es an sich noch durchaus nicht für eine besondere geistige Größe spricht und oft geradezu mit einem geringen Grad der sonstigen Fähigkeiten des Geistes verbunden ist, und obgleich von wissenschaftlicher Seite behauptet wurde, daß das Vergessen eigentlich wunderbarer sei als die Erinnerung. Wir wollen hier keine fachwissenschaftlichen Beiträge liefern, sondern auf einige praktische Bedeutungen des Gegenstandes hinweisen, die häufig übersehen werden.

So gut wie alle Gerichtsverhandlungen sind von den Gedächtnißleistungen derer abhängig, die da vernommen werden. Alle diese Betheiligten sind nicht nur in ihren Erinnerungsfähigkeiten überhaupt unter einander verschieden, sondern auch insbesondere in ihrem Verhältniß zu dem, woran sie sich erinnern sollen. Der eine hat mit den fraglichen Dingen berufsmäßig zu thun und bildet dafür in sich ein Fach- und Berufsgedächtniß aus, der andere sieht ihnen fern; der eine führt ein einfaches Leben mit geringem Verkehr und spärlichen Ereignissen, der andere hat täglich Duzende von Menschen, Briefen, Zeitungen u. s. w. abzufertigen; der eine war bei der Angelegenheit, um die sich's handelt, ganz eigens betheilig, der andere streift sie nur durch eine flüchtige Beziehung. Inmitten der täglichen und im ganzen doch recht typischen Vorgänge bei einem Gericht liegt es nun nahe, die einen Menschen wie die anderen zu behandeln, auf die Erinnerungen eines Fernstehenden gleichviel Gewicht zu legen wie auf die eines Sachkenners und auf die eines wenig beschäftigten Menschen gleichviel wie auf die eines viel beschäftigten.

Nun tritt ein Zeuge oder Angeklagter oder Kläger vor Gericht, der entweder von der Angelegenheit nur wenig kennen gelernt oder den Eindruck von ihr mitten in einer Fluth von anderen Eindrücken bekommen hatte. Die blassen Erinnerungen eines solchen Auslagenden reichen zur Ergründung des Falles nicht aus, und nun werden von den Führern der Verhandlung, dem Richter, Staatsanwalt, Verteidiger u. s. w., mannigfache Mittel aufgeboten, um den verschiedenen Gedächtnissen nachzuhelfen. Welche nicht nur rohen, sondern auch unzuwehmäßigen Mittel in früheren Zeiten einer „peinlichen“ Rechtspflege angewendet wurden, das erzählt uns die Geschichte; daß die moderne Rechtspflege darüber hinaus ist und daß sie auch weit gelindere Beeinflussungen verbietet, wissen wir. Insbesondere sind „Suggestivfragen“ verboten: Fragen, welche eine gewünschte Antwort bereits in sich enthalten und sie dadurch dem Befragten wie einen Zwang auflegen.

Solche Mittel sind um so gefährlicher, als jeder vor Gericht Befragte den Fragenden, insbesondere dem Richter, als einer Autorität gegenübersteht; und was Autoritäten für die meisten Menschen gelten, ist bekannt. Die geringe Erinnerung, die jemand an den fraglichen Fall hat, soll nun während der Verhandlung, inmitten des ganzen Apparats eines solchen Vorgangs, vervollkommen werden. Nehmen wir nun auch an, daß jene „Suggestivfragen“ durchaus vermieden werden: wie weit können wir uns darauf verlassen, daß die Aenderungen, die jetzt in dem Gedächtniß des Befragten vorgehen, nicht nur ihm die richtigen zu sein scheinen, sondern es auch wirklich sind?

Wenn wir uns bemühen, einen vergangenen Eindruck in uns wiederzuwecken, zu rekonstruieren oder, technischer gesprochen, zu reproduzieren, so ist das meistens eine recht umständliche Sache. Wir beginnen etwa damit, daß wir uns irgend welche begleitenden Umstände jenes Eindrucks zurufen, und an diese suchen wir hinwieder das Bild des fraglichen Eindrucks, das Ziel unserer Umwege anzuknüpfen. Aber schon beim Zurufen dieser Begleitumstände begehen wir unvermeidliche Fehler, und ebenso ist das Anknüpfen daran abermals nichts Unfehlbares. Selbst erfahrene Kunstkenner wissen, wie schwer über ein Gemälde, das sie gesehen haben und nicht mehr wieder vor sich sehen, zu urtheilen ist. Noch mehr: nicht nur nach dem Empfangen jenes Eindrucks leisten wir Unvollkommenes, sondern auch bereits während seines Empfangens. Wir sind im allgemeinen, soweit es sich nicht um besonders ausgebildete Fähigkeiten handelt, schlechte Beobachter. Wir sehen einen Bekannten ungezählte Male vor uns und haben doch auf die Form seiner Stirne oder die Farbe seiner Augen niemals recht acht gegeben; da braucht nicht erst das Gedächtniß nachlassen, damit wir es nicht wissen. Wir sind aber nicht nur schlechte Beobachter, sondern auch schlechte Beschreiber; wir sollen sagen, wie eine Sache ist oder war, und wir vermischen wir unsere Kritik der Sache, unsere Wünsche u. s. w. mit den Thatfachen, nach denen man uns fragt, auch wenn es sich nicht um Parteilichkeit handelt. Der Untersuchende hat bekanntlich gerade gegenüber diesen subjektiven Verfälschungen, diesem Hineinsehen des Gedachten in die Erinnerung, einen besonders schweren Stand.

Ist all dies schon dann ein heiliges Ding, wenn der Befragte sich selber überlassen wird, so ist es erst recht ein solches, wenn irgend ein anderer in seine Erinnerung eingreift. Die meisten gerichtlichen Aussagen werden unter Eid abgegeben. Das mag nun ein Mittel gegen absichtliche Verfälschungen der Wahrheit sein; ob aber auch gegen unabsichtliche, ist eine andere Frage. Es kann geschehen, daß der dem feierlichen Eid entgegengebrachte Respekt geradezu verwirrend wirkt; und es kann geschehen, daß jemand diese Möglichkeit durch Bedrängung des Befragten ausnützt. Es kann aber ferner auch geschehen, daß jemand für die Unvoll-



lommenheiten, die jeder Erinnerung anhaften, den Gefragten verantwortlich macht und ihn unter den Verdacht des Meineides oder selbst nur des „fahrlässigen Falscheides“ bringt. Daß jemand sich einer Einzelheit, z. B. eines Besuches auf seinem Bureau, nicht erinnert, kann einem und vielen anderen so unglaublich erscheinen, daß der böseste Erklärungsgrund der nächstliegende ist.

Dazu kommt dann noch besonders die Schwierigkeit der Aufgabe, „nichts zu verschweigen“. Es ist schon schwer, immer genügend auseinanderzuhalten, was zur Sache gehört, und was nicht dazu gehört, was also mit Recht unerwähnt bleiben darf; das Zusammenwirken dieser Schwierigkeit mit all den Unvollkommenheiten des Gedächtnisses und außerdem mit falschen Folgerungen, die der Untersuchende aus allem Gehörten, zumal aus irgend einer im Gewissensdrang unbekanntem, aber ganz unschuldigen Einzelheit ziehen mag, ergibt eine unüberschaubar verwickelte Gefahr.

Ferner sind nicht nur verschiedene Individuen in ihren Gedächtnisleistungen verschieden, sondern auch ein und dasselbe Individuum ist es zu verschiedenen Zeiten. Erstens aus dem ganz äußerlichen Grund, weil man zu einer späteren Zeit irgend einen wichtigen Punkt erfahren haben kann, der vorher in der Kenntnis fehlte — eine für alle Meineidsfragen besonders zu berücksichtigende Sache. Zweitens aber ändert sich der Mensch von Augenblick zu Augenblick überhaupt, und mit seinem Gesamtzustand ändern sich auch speziell seine Erinnerungen. Die nächste forensische Anwendung dieser Einsicht ist die Warnung, Widersprüche zwischen den Aussagen eines Individuums einerseits bei der Voruntersuchung, andererseits bei der Hauptverhandlung nicht von vornherein der Schuld des Angeklagten oder Verdächtigten zuzurechnen, sondern dem, was sich inzwischen nach vielen Seiten geändert hat. Selbst ein Wechsel in der Person des verhörenden Richters, sogar in dem den Gefragten umgebenden „Apparat“ kann umso eingreifender wirken, als den stetig fluktuierenden, gleichsam sich fort und fort wie Wolken verwandelnden Seelenvorgängen des Gefragten die Person des Richters und das Ganze jenes Apparats als etwas Festes gegenüberstehen, dem das Bewegliche sich mehr oder minder leicht und oft unglaublich schnell anschmiegt.

Im Gegensatz zur Theorie, die in erster Linie mit dem Sich-erinnern und erst in zweiter mit dem Vergessen zu thun bekommt, steht der Praxis dieses näher als jenes. Ein solcher Vertreter der Praxis, wie es der eine Untersuchung führende Richter ist, sollte den Fall, daß jemand etwas vergessen hat, immer als den näher liegenden, nicht sofort zu verdächtigenden und zu „korrigierenden“ betrachten; das fortbauende und genügend treue Erinnern ist ein ausgezeichnetes und nicht sofort von jedem vorauszusetzender Fall. Auch wenn das Gedächtnis fast alle Anforderungen erfüllt, die man an dasselbe zu stellen pflegt; wenn es rasch d. h. aufnehmend, umfassend, vielseitig, dauerhaft und treu ist, so fehlt auch noch die eine entscheidende Eigenschaft, gleichsam der Schlüssel zu allen übrigen, das ist seine „Dienstbarkeit“, also sein Bereitstehen auf den Wink unseres Willens.

Endlich aber tritt den Erinnerungsunterschieden zwischen verschiedenen Individuen noch ein Unterschied in der sozuzugenen „forensischen Verleihenheit“ zur Seite. Auch abgesehen von Betrügerei ist es sehr wichtig, ob jemand seine Aussagen in der positiven Weise des naiven Menschen abgibt oder aber in der gewundenen Form des Kammers aller hier zu beachtenden Schwierigkeiten. Als vorzüglich interessant wird dabei die Art und Weise bezeichnet, mit der sich ein Richter selbst, z. B. bei einer Meineidsverhandlung, vernehmen läßt; wer so wie er alle heiligen Seiten der Sache kennt, wird auch wohl wissen, wie er sich auszubringen hat. Er kennt jedes Wenn und Aber. Ihm gegenüber steht meistens einer aus der Mehrzahl von Menschen, die das nicht kennt, die ganz dogmatisch Ja und Nein zu sagen pflegt. Wie leicht da der Erfahrene den Unerfahrenen „hineinlegen“ kann, ist nicht schwer abzusehen.

Wir haben es hier absichtlich vermieden, den Leser an psychologische Einzelheiten zu binden. Doch müssen wir wenigstens hinweisen auf die gerade in den letzten Jahren vielerörterten Fälle von „Bewußtseinsstörungen“, wie man sie kurzweg nennt. Eine That, in bestimmten krankhaften oder auch in hypnotischen Zuständen begangen, hinterläßt im normalen Zustand keine Erinnerung, und umgekehrt kann etwas, das im normalen Zustand geschehen war, später in einem jener abnormen Zustände aus dem Gedächtnis geschwunden sein. Werden schon solche Fälle vor Gericht oft nicht genug gewürdigt, so fehlt erst recht die Aufmerksamkeit auf die Folgerungen, welche die Lehre von diesen Dingen in bezug auf stetige Uebergänge zwischen dem Normalen und dem Abnormen ziehen konnte. Gerade die Fälle eines theilweisen Vergessens sind die allerheilselsten.

Wer sich über diese Dinge näher unterrichten will, wird ohnehin zu verlässlichen eingehenderen Darstellungen aus der Fachwissenschaft greifen. Für unsern jetzigen Zweck genügt folgende Zusammenfassung. Das Gedächtnis ist kein Taubenschlag noch auch ein Sammelkasten; die Erinnerungen können nicht so, wie sie hineingekommen, und oft gar nicht daraus hervorgeholt werden. Sie sind den Eindrücken, denen sie entstammen, nicht gleich, sondern nur ähnlich, und diese Ähnlichkeit verringert sich, insbesondere durch das „Verblasen“ der Erinnerungen, durchschnittlich mit der Zeit immer mehr. Besondere Anlagen und Umstände können dies noch bis ins Allerhöchste verschlimmern und können andererseits weit bessere Leistungen hervorbringen; aber gerade diese günstigen Fälle verdienen unsere Verwunderung viel mehr als jene ungünstigen. — H. S.

## Kleines Feuilleton.

—w.— **Unter Frauen.** Die Sonne leuchtet durch die weißen Vorhänge. Von den hellen Mauern der Nebengebäude zurückgeworfen, dringt sie noch so stark herein, daß sie die Mädchen blendet. Sie sitzen in einer Reihe an dem Brett, das sich durch das ganze Zimmer zieht. Auf die weiße Pappe, die von einigen zerhackt, von andern geliebt wird, prallt der gedämpfte und doch glühende Sonnenschein. Auch der weiße Sammet und die Holzklöge, die in die fertigen Schachteln hineingesetzt werden, leuchten grell. Die Mädchen arbeiten still, mit schlaffen Gliedern. Die fertigen Schachteln stellen sie geräuschlos in das Regal, das sich an den Wänden entlang zieht. Wenn sie den Leim, der auf einer kleinen Gasflamme siedet, gebraucht haben, schieben sie den Topf weit von sich.

In der Ecke sitzt ein kleines, hageres Mädchen. Sie hat den großen, fragenden Blick der Unzufriedenen, Schnüchtigen. Aber ihre Sehnsucht scheint sie nur anzufeuern, nicht zu lähmen, wie es sonst den Schnüchtigen geht. Sie arbeitet am flinksten. Ihre langen, trockenen Finger huschen über die Pappe, den Sammet und die Klöge, in den Leimtopf; eine fertige Schachtel fliegt auf das Brett, wo sie trocken soll. Wenn sie ein Duzend fertig hat, schreit sie: „Das zehnte Duzend ist fertig! . . . Das erste . . . Das zwölfte!“ Und nun singt sie sogar: „Nach Sibirien muß ich jetzt reisen, muß verlassen die blühende Welt.“

Die Andern wollen eben mitsingen, da geht die Thür nach dem Versandraum auf. Eine stark aufgeputzte Frau kommt herein. Mit der groben Schönheit der allzu leppigen prahlt sie bei allen Bewegungen. „Aun, singen Sie schon wieder! — Immer sit, sit! Sie müssen Ihre Schachteln noch heute liefern“, meinte sie ärgerlich. „Die Hauptsache ist doch, daß wir die Sachen fertig kriegen. Wenn wir'n bisken singen, na, det schad't ja woll nicht!“ antwortet die Hagere. „Die Arbeit ist genug Unterhaltung!“ verweist die Leppige. Die Hagere lächelt und arbeitet im selben Tempo weiter. Die Leppige geht zur Vorarbeiterin, die der Hagere gegenüber sitzt. Freundlich sagt sie: „Aun, Sie haben wohl Ihre liebe Noth. Ja, ja . . . es ist ein Jammer, wenn man mit solchen ungebildeten Mädels umgehen muß . . . Nicht ein bischen Taktgefühl haben sie.“

Die Vorarbeiterin antwortet nicht, sie lächelt nur. Die Hagere bricht aber plötzlich los: „Na, Sie denken wohl, Sie haben Taktgefühl? Noch lange nicht! Ein gebildeter Mensch spricht nicht in der Gegenwart anderer von Ungebildeten! Ja, ja! Ich kann auch sein sprechen. Und wer sind Sie denn eigentlich? Sie waren ja auch so ein ungebildetes Mädel!“

Die Leppige bekommt einen dicken Kopf: „Sie dumme Jöhre! Bringen Sie et man erst so weit, wie id! Ich habe mir aber selber jebildet!“

„Och ja, mit der Sprache?!“ Die Hagere läßt heiser. „Sie haben ja auch am Leimtopf geseffen. Und wodurch Sie Frau Chessin geworden sind, wissen wir . . .“

„Sie infamiget Ding . . .“  
„Aber Paula!“ Klingt eine sanfte Stimme von der Thür her. Sie wendet sich nach ihrem Mann um, der ruhig sagt: „Die Sachen müssen doch bis heute Abend fertig sein . . .“

Sie geht mit einem Achselzucken hinaus, während der erwachsene Mann ärgerlich und niedergeschlagen die Thür schließt, und die Hagere weiter singt. — —

t. **Der Kaffeeverbrauch der Welt** wird in einem Aufsatz des italienischen „Economista“ behandelt. Angesichts der vielen Kaffeehäuser und Kaffeeschwestern bei uns zu Lande sollte man es kaum glauben, daß der Verbrauch von Kaffee in ganz Europa hinter dem in den Vereinigten Staaten allein zurückblieb. Das war auch nicht immer so. 1896 verbrauchten Europa 5 823 000 Zentner Kaffee, die Vereinigten Staaten nur 5 875 600 Zentner. Im vorigen Jahre dagegen haben sich die Hankees sehr ins Zeug gelegt und nicht weniger als 6 368 400 Zentner verbraucht, während es die gesammten Europäer, trotz vermehrter Bemühungen, nur bis auf 6 103 000 Zentner brachten. In Europa steht in dem Verbräuche der köstlichen Bohnenfrucht Deutschland an erster Stelle mit einem Konsum von 2 727 800 Zentnern; ob das an der Veranstaltung besonders vieler Kaffeeclubs liegt, verweigert die Statistik. Das zweite Land, Frankreich, bleibt dagegen schon erheblich zurück und hat es 1897 nur auf 1 546 200 Zentner gebracht. In England wurden nur 248 400 Zentner verbraucht, etwa ebensoviel in Italien. —

### Musik.

—er— **Sommer-Oper im Theater des Westens.** Mit einer für Berlin neuen Oper eröffnete Direktor Morwiz am Sonntag eine drei Monate währende Spielzeit. Aus seiner Robelle „Die schwarze Kaschla“ hat Victor Blüthgen ein Opernbuch herausgezimmert, und Herr Georg Farno schrieb dazu eine Musik, die uns für die Belesenheit ihres Autors in den ergiebigen Partituren Meherbeer's, Wagner's und Mascagni's ausreichende Garantien giebt. Die Aufführung gereichte dem heurigen Ensemble des Direktors Morwiz zur Ehre. Der Mezzopranstimme der Fr. Göttlich (Kaschla) wohnt besonders in den tiefen und mittleren Lagen ausgiebiger Wohlklang inne; in das hohe Register mischen sich allerlei widerstrebende, trüb herbe Elemente. In schauspielerischer Hinsicht schienen manche Momente von einer hochpoetischen Natur getragen. Herrn Schrötter's (Peter) Tenor bewährte sich besonders in hoher Lage, deren Erzeugung



jedoch nicht ganz ohne schädlichen Einfluß auf seine Mittellage und Tiefe blieb. Als Darsteller entwickelte er ein allzu feurigcs Temperament, das ihn zuweilen an die Grenze ungezügelter Uebertreibung brachte. Herr Geißler (Stephan) verfügt über eine kostbare Routine, die immerhin für den etwas mangelnden Wohlklang dieses Baritonorgans zu entschädigen vermag. In kleineren Partien hatten die Damen Gawlicke, Ohm und Lingen, die Herren Carthof, Raven und Kirchner ihren verdienstlichen Antheil an der sehr warmen Aufnahme des Werkes, für die neben den Hauptdarstellern auch die beiden Autoren wiederholt danken durften. —

**Geschichtliches.**

— Ein Potentaten-Turnier. Der „Hamb. Corr.“ prägt aus seinem Jahrgang 1801 eine Ausforderung zu einem eigenartigen Turnier aus, die Jar Paul von Rußland durch Kogebue in die Spalten des Hamburger Blattes einrücken ließ. Das Altentstück lautet: „Man sagt, daß S. M. der Kaiser, da Er sieht, daß die europäischen Mächte sich nicht vereinigen können — und da er den Krieg zu beendigen wünscht, der seit elf Jahren wüthet, einen Ort vorzuschlagen wünscht, wohin Er alle die anderen Potentaten einzuladen wünscht, um mit ihnen in geschlossenen Schranken zu kämpfen, zu welchem Behuf sie ihre aufgearbeiteten Minister und geschicktesten General als Knappen, Kampfrichter und Herolde mit sich bringen sollten, als da sind, Thugut, Pitt und Bernstorff. Er selbst sei gesonnen, die Grafen von der Pfalen und Kutosow an seiner Seite zu haben. — Man weiß nicht, ob man diesem Gerücht Glauben beimesseu soll; indessen scheint es nicht ganz ohne Grund, da es den Stempel dessen trägt, wessen man ihn oft beschuldigt hat.“ — Diese Herausforderung erschien am 16. Januar 1801; in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 ist Jar Paul „plötzlich verstorben.“ —

**Kunstgewerbe.**

— In der Großen Berliner Kunstausstellung wird Mitte dieses Monats eine Kollektivausstellung der „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk“ eröffnet. Die Einrichtung derselben wird von dem jetzt nach Berlin übergesiedelten Maler Paul Schülke, Raumburg, geleitet. Die Ausstellung wird in vier Räumen untergebracht, deren Ausstattung von den vier Künstlern Niemer Schmidt, Schülke, Raumburg, Obrist und Bruno Paul entworfen wurde. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— ss— Chinesische Oelbäume. In China wird vielerorten ein Baum gepflegt, um aus seiner Frucht ein Oel zu gewinnen. Die Chinesen nennen ihn Ping-tsu-tung als Angehörigen einer Baumfamilie „tung“, die in China sehr verbreitet ist, mit wissenschaftlichen Namen heißt er *Aleurites cordata*. Es ist ein schöner Baum, der 15 Fuß hoch wird und mageren felsigen Boden zu lieben scheint. Die Blätter sind groß und von frischem Grün, die kleinen Blüthen weiß mit einem rosenfarbigen Hauch, die Früchte groß, von grüner Farbe und den Äpfeln ähnlich. Besonders in den Provinzen Hu-nan, Hu-pe und S'ichwan wird der Baum hochgeschätzt. Die Früchte werden im August und September eingeheimst, die großen und übrigens stark giftigen Kerne herausgenommen und in hölzernen Pressen mit Keilen zermalmt. Dann entflieht ihnen ein Oel, das in Möhren mit fest schließender Decke gefüllt und so auf den Markt gebracht wird. Das Oel dient zu vielen Zwecken: zur Bereitung von Farbe und Lack, zur Herstellung von wasserdichtem Papier und Regenschirmen, auch zu Beleuchtungs zwecken und zum Firnissen von Booten. Es ist dieses Baumöl eines der vielen im Auslande noch ganz unbekanntcn chinesischen Naturprodukte von jedenfalls nicht unbedeutendem Handelswerthe. —

**Meteorologisches.**

— Ueber dürre und heiße Sommer in früherer Zeit bringt das „Leipz. Tagebl.“ folgende Zusammenstellung: 1483 war der Sommer nach Hamburgischen und Holsteinischen Chroniken so heiß, daß ganze Wälder sich sollen entzündet haben. 1491 regnete es vom Mai bis zum September nur 5 Mal, doch gedieh das Korn wegen des starken Thauses ungemein schön. 1493 war die Elbe so leicht, daß man an etlichen Stellen mit Wagen hindurchfahren konnte. 1500 und 1506 nahm die Kornernie wegen der überaus großen Hitze schon zu Johannis ihren Anfang. 1500 war ein so heißer und durrer Sommer, wie er noch nicht erlebt wurde; denn von Anfang Juni bis Mitte Dezember regnete es fast garnicht; das Gras verengte, die Feldfrüchte verdorrten, viele Menschen erstickten vor Hitze auf dem Felde. Teiche und Gräben trodneten aus, viele schiffbare Flüsse wurden so leicht, daß man an manchen Stellen durchwatzen konnte. Wegen Mangels an Gras mußte viel Vieh geschlachtet werden, doch gerieth die Winterfaat gut, obgleich Mähe dem Getreide großen Schaden zufügten. 1619 regnete es vom Februar bis zum September nur wenig; aber wenn auch das Gras verdorrte und die Wäde austrodneten, so geriethen doch Weizen und Gerste außerordentlich schön. Vohnen, Erbsen und Baumfrüchte gingen indeß verloren. Aehnliche Beispiele finden sich auch in den folgenden Jahrhunderten viel, z. B. 1719 und 1770. In dem gegenwärtigen Jahrhundert zeichnete sich besonders der Sommer 1811 durch Hitze und außerordentliche Dürre aus. Ein schöner Komet stand eine lange Zeit glänzend am Himmel und er-

hellte auch die Nacht. Der Rheintwein gerieth ausgezeichnet. Der trodrene Sommer 1819 brachte einen so niedrigen Wasserstand, wie man ihn seit 1683 nicht gehabt hatte; Steine, welche damals in den Hamburger Hafen gelegt wurden, um den Wasserstand zu bezeichnen, kamen wieder zum Vorschein. Heißer war vielleicht noch der Sommer 1826, in welchem die Hitze am 3. August eine beispiellose Höhe erreichte. Auch 1834, 1841 und 1846 waren heiße Sommer. 1841 stand das Thermometer in Berlin auf 28, in Breslau auf 30, in Wien auf 31, in Rom auf 34 und in Neapel auf 35° R. 1846 währte der Sommer vom 1. Juni bis zum 13. September, 106 Tage, und hatte 90 Tage mit fast 20° Wärme, stieg am 6. und 8. August auf 26<sup>1</sup>/<sub>2</sub>°, so daß viele Menschen vor Hitze erstickten. Die ersten 13 Tage des September waren heiße Sommertage, und am 9. und 11. stand das Thermometer auf 20<sup>1</sup>/<sub>2</sub>° und 21<sup>1</sup>/<sub>2</sub>°; vom 1. Mai bis 1. September zählte man 87 heitere und unter diesen 25 völlig wolkenlose Tage; die Weinlese begann schon am 21. September. —

**Humoristisches.**

— Eine andere Sache. Mann (entriistet): „Wie kam man den ganzen Morgen so schmutzig und ungeläutet umherlaufen, sieh' mal Deine Nachbarin an!“ — Frau: „Ja, das glaub' ich . . . die steht auch zwei Stunden früher auf als ich!“ —  
— Der kleine Pepi (nachdem sein Brüderchen eine Minute lang mausgejezt geschrien hat): „Das war nett! Bitte, Mama, zieh' es noch einmal auf!“ —  
— Begründet. Lehrer (der die Kinder öfter Schafe und Kinder nennt): „Nun, Gupelmeyer, warum hast Du gestern in der Schule gefehlt?“ Schüler: „Wir hatten Familienfest z' Haus.“ — Lehrer: „So? Was war denn los, Schaf?“ — Schüler: „Wir ham a Hammel g'schlacht.“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Einen „Verein Deutscher Räthselöser“ giebt es nun auch schon. Wie der Briefkasten-Onkel einer Berliner Zeitung, dem das „Wachsen dieses Vereins sehr am Herzen liegt,“ verkländert, ist „die Befähigung zum Räthselkathen nicht Bedingung für Aufnahme in jenen Verein“. Dafür geht es aber in ihm „gemüthlich, vornehm und echt deutsch“ zu. —  
— Ein achtjähriger Zigeunerjunge hat in Ranslau seinen fünfjährigen Bruder erdrosselt, indem er ihm, als beide allein in der Stube waren, eine Schlinge um den Hals legte, diese an das Bett knüpfte und sich dann entfernte. —  
— Aus Unvorsichtigkeit erschof ein Knabe in Christophsgrund (Schleffen), der mit dem Revolver des Vaters spielte, seine Schwefester. —  
— In einer Kölner Bäderei fand eine Gasexplosion statt, durch die alle in den Parterveräumen befindlichen Gegenstände sowie eine Wand zertrümmert wurden. Eine Person wurde tödtlich verlegt. —  
— Die Schulden der Prinzessin Luise von Koburg, über deren Dedung jetzt eifrig unterhandelt wird, erreichen drei Millionen Gulden. —  
— Die Bedeutung der Fremdensaison für die Schweiz erhellt aus der Thatfache, daß im vorigen Jahre 1790 größere Gasthöfe, Pensionen zc. mit rund 130 000 Betten den Reisenden zur Verfügung standen. Dazu kommen 1500 kleinere Gasthäuser mit 10 oder weniger Betten. Es ist ausgerechnet worden, daß während der Hochsaison allein, Mitte Juli bis Ende August, bei einer Tagesausgabe des einzelnen Sommerfrischlers von 5 Fr. als Mindestbetrag die Brutto-Einnahmen der Gastwirthschaft 28 Millionen Franken betragen. Deutschland pflegt jetzt die meisten Reisenden zu liefern. —  
— Die französischen Bühnendichter haben durch ihren Verein für das Jahr 1897/98 3 689 971 Fr. Urhebergelöhren eingenommen. Seit 1883 betragen die Einnahmen fast in jedem Jahre über 3 Millionen. Es giebt jetzt einige 30 Bühnenschriftsteller, die jährlich 40—50 000, mehrere sogar, die Hunderttausende einnehmen. Vor der Gründung des Vereins erhielten die Bühnendichter 6—12 Fr. von jeder Vorstellung ihrer Stücke, oft auch garnichts. —  
— c. e. Bei gewissen „five o'clock“ in England und Amerika ist es Mode geworden, die Papageien betrunken zu machen, indem man ihnen „Gin“ (Wachholderbranntwein) oder Madeira giebt. Die Vögel haben den Wein sehr gern. Wenn sie berauscht sind, singen und tanzen sie so drollig, daß sie lebhaften Beifall ernten. Was die Herrschaft thut, wird dann natürlich von der Dienerschaft nachgeahmt, so daß die armen Thiere aus dem Rauschzustande nicht mehr herauskommen. —  
— Als „P o s t a m t“ fungirt in der Magelhaensstraße ein kleines hell gestrichenes Fäßchen, das an die äußersten Felsen des Raps frei schwimmend angekettet ist. Jedes vorbeifahrende Schiff legt ein Boot aus, um diesen eigenartigen Briefkasten zu leeren oder Briefe hineinzubefördern. Noch stets soll dieses „Amt“, das den Schutz sämmtlicher Flotten der Welt genießt, seinen Dienst pünktlichst versehen haben. —